

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 14

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Morgenschöne.

Gestern Regen, heute Sonne,
Und im Taugefunkel
Glänzt der neuerwachte Morgen
Nach dem Regendunkel.

Und in lichterfüllter Weite
Liegen Au und Wälder,
Und des Baches Wasser gleiten
Raslos durch die Felder.

Vöglein zwitschern in den Bäumen,
Singen ihre Weisen,
Um die Kraft und Lust des Lebens
Freuderfüllt zu preisen.

Blumen stehen still am Wege,
Den sie schmückend kränzen,
Und in ihren Augen heimlich
Silbertränen glänzen.

Juble Herz, wenn dir der Morgen
So die Schönheit kündet,
Daß die Seele, weltvergessen,
Ihre Heimat findet.

Josef Wih-Stäheli.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Die Spiegelmause.

In der Nachbarschaft rechts herrschte durch Garten und Haus in ruhiger Verwöhntheit mein Schulbankgenosse Elvezio Fransioli, links etwas entfernter in seiner schönen Matte stand Joseph Rohrsers Haus, des Knaben, der um ein Jahr älter war, aber im Rennen, Steinwerfen, Schwingen, Klettern und Schlittschuhfahren weitaus uns alle, Jüngere und Ältere, übertraf. Dabei war er so flug wie kühn, und wohl darum gelang ihm alles. Nur eines mißlang: ein Nachtpfauenauge zu fangen. Wir waren eifrig auf der Jagd, und er brachte

gewaltig gehörnte Käfer und die schönsten Tag- und Nachtfalter zusammen, Schwalbenschwanz, Segelfalter, Apollo, Pfauenauge, Admiral, die verschiedenen Fuchsarten, den E-Falter und den wunderbaren Trauermantel. Die riesigen Hirschkäfer, Männchen und Weibchen, fingen wir beim Znacht mit bloßer Hand im vollen Flug, aber beim Totenkopf hieß es sorglicher umgehen, damit der köstlich figurierte Flaum nicht zerstäube. Was waren das für Jagden, oft im hohen reifen Saatgras, wo links und rechts der Pfiff oder die Ohrfeige eines Bauernknechtes drohte. Ich kann nichts dafür, noch heute versuche ich alter Rauz

ein paar Sprünge, wenn ein Admiral oder gar ein Trauermantel an mir vorbeischiebt. Mir verdoppelt sich der Herzschlag, als flöge da ein Wesen vom Himmel, mit dem ich durchaus reden sollte.

Damals glühten auch dem Joseph die Augen und saftete der Mund vor solchem Bild. Aber er stieg rasch in den Klassen der Schule, wurde merkwürdig schnell reif und gelassen und, obwohl wir uns von Herzen gut waren, ging er mir zu weit voraus, als daß ich ihm hätte folgen können.

Er war der einzige, der nie prahlte und doch vor allen Ursache zum Rühmen gehabt hätte. Denn er war reich, schön, bergfrisch und in allem Tüchtigen der Tüchtigste. Es kochte ein starkes, oft wildes Feuer in ihm, aber zuerst seine Güte und später seine Selbstüberwindung waren noch größer.

Ich denke da, wie er mir einst etwa als elfjähriger Knabe eine Spiegelmeise in seiner frostig roten Hand brachte. Ich war wochenlang im Bett, und da kam er und duftete vom allerbesten Winter und wollte mir auch etwas Winterschönes in die Stube bringen, diesen buntgefiederten Vogel mit einem Tannenzweig und Eiszapfen daran.

Wir hatten einen alten Käfig, und gleich tummelte sich der Gefangene fiebrig darin herum, kratzte an den Stäben und tat hie und da einen ungeduldigen Pfiff. Ich war entzückt, und die schönen kühnen Augen Josephs badeten sich zufrieden in meinem Glück.

Aber die Meise war voll Unruhe und wandte sich rastlos und freiheitshungrig gegen die helle Fensterseite. Meine Mutter konnte das nicht ertragen. „Sie möchte zu ihren Angehörigen“, sagte sie, „zur Mutter, zu den Geschwistern, diese arme Spiegelmeise. Sie hat Heimweh. Wozu soll sie hier eingesperrt sein. Ist es nicht genug, daß du nicht hinaus kannst?“

Der Vogel klatschte mit den Flügeln ans Gitter und piepste so dringend, als verstände er den Satz meiner Mutter: „Ja, ja, gebt mich frei, ihr fremden, fremden Geschöpfe!“ —

Zwei Tage widerstand ich. Die Spiegelmeise wurde schlapp. „Sie verdirbt, was hast du dann?“ schalt die Mutter.

„So laß sie in Gottes Namen hinaus!“

Ich setzte mich aufrecht in die Kissen, um diese Erlösung mitzuerleben. Das Fenster ging auf, die Mutter öffnete den Käfig, die Meise blieb sozusagen unglaublich an dem Pförtlein stehen, guckte schräg zu mir links, schräg zur Mutter rechts, tat einen wilden Schrei und schnellte hin-

aus. Gleich verschwand sie wie ein schwacher Punkt im Schnee der Bäume.

Wehmütig sank ich ins Kissen. Nie, ach nie werde ich so in die ungestüme, brausende Freiheit hinausstürmen, was doch das Schönste wäre. In diesem Augenblick kam mir mein Vater in den Sinn, der große Wandervogel, und ich verstand ihn.

Aber nach einigen Tagen kam Joseph, um sich nach der Spiegelmeise zu erkundigen. „Was hat es da gegeben?“ fragte er. „Sie ist mir entwischt,“ log ich bekloffen. „Ich habe zu wenig aufgepaßt mit dem Schieberchen.“

Kein Schatten auf Josephs frischem Gesicht. Sein Auge blitzt auf, er lacht und geht. Welch einen jungen, gesunden, salzigen Duft vom Winter bringt er mir immer ins Zimmer. Ich freue mich, wenn er den dunkeln Kopf zu mir niederbeugt und ich den kühnen, hübschen Winter aus seinem dichten Haar rieche.

In zwei Stunden ist er wieder da und hält wieder das warme Körperchen einer Spiegelmeise in der Hand. „Jetzt paß aber besser auf,“ warnt er ernstlich. „Da gib ihm täglich so eine Prise Hanffamen.“

Das ist lautere Güte. Meine Mutter kann nicht anders, sie dankt ihm bewegt. Aber als das Knistern und Krachen und Piepsen und Plustern im Käfig wieder beginnt, dieses halblaute Schreien nach Erlösung, da kann sie wieder nicht anders, und nach zwei Tagen flattert die zweite Meise zum Fenster hinaus. Merkwürdig, denke ich, daß die Mutter dem Vater nicht auch die Käfigtüre von selbst auftrat.

Nochmals bringt Joseph eine Meise. Er merkt den Zusammenhang. Aber er sieht auch jedesmal, mit welchem Genuß ich das pulsschlagende Tierchen in der hohlen Hand halte, dann durchs Türlein schiebe und ihm einen Zucker hineinstecke. Diesmal geben wir ihm viele Tannzweige hinein und Schnee darauf, damit es die Haft weniger merke. Joseph sagte nicht mehr: „Paß auf!“ Er traut meiner Mutter schlecht. Aber der Augenblick, wo er mir diese Freude machen kann, ist ihm ein kleines Fest. Ich wette, er denkt: Noch dies eine Mal, dann nicht mehr; es wäre doch zu dumm.

Jedoch es kam ganz anders. Dieser Vogel war ein Phlegmatiker. Er spazierte behaglich in eine Ecke, haßte gemächlich in die Reiser, knusperte an einem Nußkern herum und hauchte sich wohl in seinem Gefieder. Er hatte gewiß ein Leben voll Mühe und Abenteuer hinter sich, seine Zeit-

genossen waren gestorben, er selber jetzt müde und freute sich, endlich ein stilles Altersasyl mit guter Gratispflege gefunden zu haben. Er war so faul, daß er nie einen Pfiff probierte und schon am Tage einschlief. Nicht einmal unsere graue Rake, die manchmal auf den Tisch sprang und nach dem unerreichbaren Käfig turnte, brachte ihn aus dem Gleichgewicht.

Als ich genesen war und wieder in der Schule erschien, fragte mich Joseph nie über diesen dritten Vogel aus. Er war viel zu taktvoll, mich zu einer peinlichen Ausrede zu nötigen. Denn er vermutete die Meise längst wieder unter den Finken und Spazen des Dorfes. Da ich nun doch einmal mit der Sprache herausrückte und erzählte: „Du, Joseph, deine Spiegelmeise hat sich gerade wie ein Hündlein an mich gewöhnt. Wenn ich den Finger durch die Stäbe stecke, wackelt sie mir darauf herum wie auf einer Turnstange,“ — da schleuderte mir Joseph einen pechschwarzen Blick zu und wandte sich unwillig ab. Ohne Zweifel, er meinte, ich lüge ihn an. Nun schüttelte ich ihn heftig am Arm und bat: „So komm nach der Schule herauf und sieh selber!“ Jetzt versprach er: „Gut, ich komme.“ Er sagte es ruhig, er hatte sich schon überwunden.

Ein Weilchen betrachtete er nachdenklich die Meise. Dann öffnete er ohne weiteres den Käfig und sagte: „Laß sie jetzt wieder ins Freie. Du brauchst sie nicht mehr.“ Und er öffnete auch das Fenster. „Sie sollte nur so lange Stubenarrest haben wie du. So meinte ich's. Dir zur Kurzweil.“

„Aber sie will nicht.“

„Was?“ rief Joseph und sah den dicken Gefangenen beinahe mit Verachtung an. Dann blies er mit seinen Purpurbacken heftig durch den Käfig, bis der Vogel ängstlich hinaushuschte, aber auf dem Gesimse unschlüssig hin und her trippelte und auf einen Stuhl zurückflog.

Meine Mutter hatte die Meise lieb gewonnen, aber sie wagte keinen Widerspruch, da sie ja die frühern Vögel selbst wieder in den Schnee hinausgeschickt hatte.

Joseph klatschte mit den Händen hinter dem Vogel hin und her, jagte ihn durch die ganze Stube und schimpfte: „So ein dummer Gimpel! So ein fauler Hocker! Wart' du! Ich will dir, du Schlafmücke. Hinaus, an die Luft, zu deinen Kameraden!“

Inzwischen war unsere graue Rake, die wir auf ihrem Schlaffack neben dem Ofen gar nicht beachtet hatten, lebhaft geworden, strich sachte

heran und sprang aufs Gesimse. Ihre Augen glommen wie Schwefel.

Und nun geschah etwas Ungerechnetes. Die Spiegelmeise setzte sich auf den Käfig. Aber die einströmende Winterluft schien alle Schläfrigkeit weggeblasen zu haben. Sie spreizte die Flügel auf und ab, hielt den Schnabel vor, sah streng auf die Rake und schoß in einem blitzschnellen, tiefen, drohenden Bogen, wobei sie beinahe die Ohren ihres Feindes streifte, in die zwitschernde Vogelwelt hinaus. Ihre Ehre war gerettet. Wahrhaft, die Rake hatte sich einen Augenblick gebückt und schielte nur schwach nach dem Telegraphendraht, auf den sich der Vogel über der Landstraße gesetzt hatte. Sie verschluckte, man muß es sagen, den großen Arger mit Anstand.

„Siehst du“, sagte Joseph, „der lebt noch lange da draußen. Aber im Käfig hätte er sich nach und nach zu Tode geschlafen.“

Wußte Joseph, was er da behauptete? Zu Tode geschlafen! Verstand ich's? Ich sah nur meine Mutter versöhnt nicken. Vergessen konnte ich das Wort nie mehr. Und je älter ich wurde, desto besser drang ich in seinen Sinn. O ja, diesmal war Kindermund vogelsprachekund gewesen. Wie oft, wenn es gar so muffig wohl und bequem um mich wurde, ein Träumen statt ein Handeln, ein Genießen statt ein Genußschaffen, ein Stillehocken statt Marschieren, und wenn jene süße mörderische Schläfrigkeit mir schon die Lider schwer zu machen begann, wie oft hat mich dieses Wort, das ich seither von keinem Munde mehr gehört, aber von jener reinen Knabenlippe wie ein Manna behalten hatte, wie oft hat es mich aufgerüttelt, aus dem Käfigbehagen getrieben, an manchen Raken vorbei, in die frische, rührige Welt der Aktion hinausgesagt. Und jedesmal sah ich schamhaft und doch zufrieden zurück, wie man ins schwierig, aber nun doch mit einem beherzten Sprung verlassene Bett am Morgen noch einmal zurückblickt.

Weißt du das noch, lieber Mattli-Joseph, der du heute in Ämtern und Würden sitzt und über Sachseln und Obwalden so väterlich waltest? O nein, du weißt es gewiß nicht mehr, du hast das Wort nicht nötig. Aber ich durfte es um alles nicht vergessen: Sich nur nicht zu Tode schlafen!

Was die Alten sungen.

Welch ein langweiliges Gesicht haben doch für einen zwölfjährigen Dorfbuben die Sonntage! Die Predigt schlingt sich wie ein Spinnfaden von Säule zu Säule; beim Kapuziner ist es schon ein

Seil. Das Hochamt mit den üblichen Geigen, Klarinetten und Trompeten will auch kein Ende nehmen. Die Dorfstraße tut so sauber und anständig, keine Kapriole, kein Spiel, kein Barfuß. Freilich das Essen ist reichlicher und früher, aber man mußte zum Sonntagsrock unerhört Sorge tragen. Mittag schlug es vom Turm, als sagte es zwölfmal schläfrig: Amen... Amen. Und während wir Knaben noch träge im Schatten saßen und das Unmaß von Schübling, Erdäpfeln und Rabis verdauten, läutete schon mit ihrer sonderbar müden, eintönigen Stimme die Christenlehrglocke uns wieder zum Katechismus in die Kirchenstühle. Nahe dem Gotteshaus, unten am Schützenstand, knallte ebenso monoton die Schießerei der Erwachsenen. Denn die Obwaldner lieben das und bringen es weit mit ihrem Gewehr. Der Hirschenwirt besitzt sogar zwei Flinten zur Ordonnanzwaffe und eine unheimliche Pistole, und wenn er eine seiner schreckhaften Launen bekommt, knallt er zum Fenster hinaus. Das ist dann ein Sonderfall, ein Abenteuer. Aber die andere offizielle Sonntagschießerei, dieses regelmäßige Klack... Klack... Klack ist für das Ohr etwas vom Sdesten, was es geben kann.

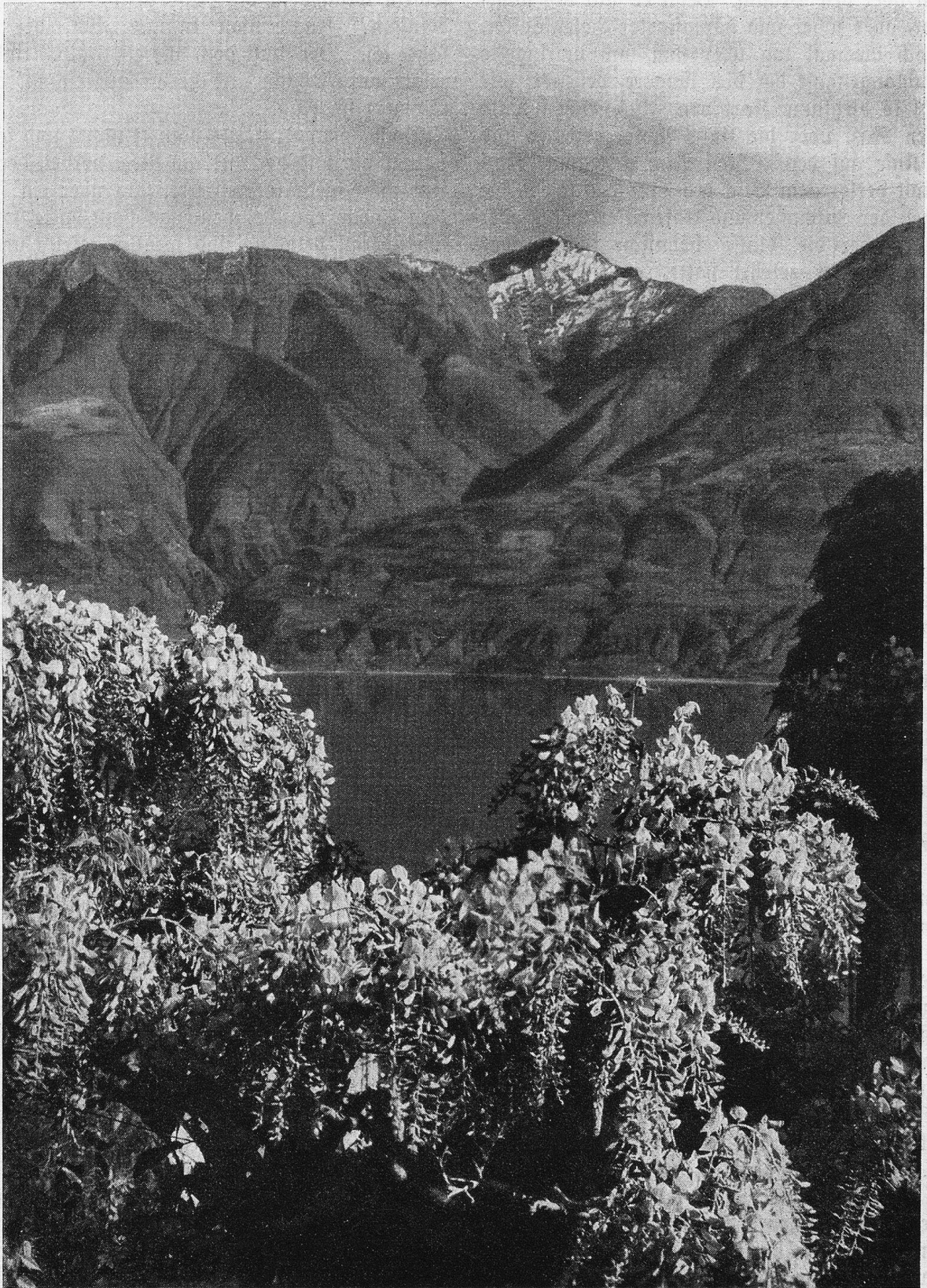
Doch der heutige Herbstsonntag, unser letzter Ferientag, war voll von bübischem Zeitvertreib. Die Alpler spielten die Hauptrolle. Sie hatten die Wildenen längst verlassen, hirteten wieder auf den Vorläßen, ja, waren zum Teil schon ins Tal gestiegen und bevölkerten jetzt mit ihren ovalen, geschorenen Köpfen, gemalten Tabakpfeifen und gestickten Hirtenhemden Steg und Weg. Der wunderliche Geruch von Stall, Milch, Heu und Bergwind rauchte aus ihren Bärten und gab dem Fest sein eigentümliches Parfüm.

Wohl dauerte die Predigt noch länger als sonst. Aber es hob und weitete die Arme über das Gesimse ein fremder Priester, den wir noch nie gesehen hatten, mit einer fremdartigen Betonung und einem *s* wie eine Federspitze. Der heilige Gei—s—t sagte er, nicht Geischt wie unsere schwere Obwaldnerlippe. Das unterhielt uns zu aller Andacht. Die Pfingsttaube über der Kanzel schien uns schmalere, spitzere Schwingen bekommen zu haben.

Die Christenlehre fiel aus. Vom Turm riefen die Stundenschläge nicht mehr: Amen... Amen, sondern: Pass' auf! was gib't's... pass' auf! was gib't's? — Dem sprangen wir nach, und nur selten im Trubel hörte man eine Schulkindstimme aufflackern, aber bald wieder erlöschen: „Und der Auffatz, Sepp, hast du ihn fertig, weißt, der Rei-

ter über den Bodensee?“ Was Auffatz und Reiter und Bodensee, guckt lieber hin, aus dem Hirschen hängt eine Fahne, rotweiß, mit den gewaltigen Rantonschlüsseln, unserem stattlichen Wappen. Im Engel und im Löwen wird gefegelt, aus den Wirtsstuben klingt die Handorgel und riecht es wie aus einem Schlaraffenland von Gebratenem und Gebadenem, in der Matte hinten ist das Algras geschnitten und wird ein großartiger Hosentrumpf ausgeschwungen. In Hemd und Hose packen sich da sozusagen die sieben Dörfer mit ihren behendesten Armen, ringen, keuchen, wuchten aufeinander los, ringeln sich ineinander, stellen sich das Bein und stoßen und zerren, bis der Schwächere auf dem Rücken liegt und in den blauen Himmel und in das noch blauere Auge seines Siegers blickt. Dieser bekommt ein Schaf oder einen Käseleib, reicht dem Gegner die Hand und bittet ihn, aus seinem Glas zu trinken. Es ist der erste Most, von süßen Birnen, dick, schaumig und melodisch in den Mund rauschend. Ach, daß er's doch auch so zeigen dürfte, toben, geifern, schimpfen, der Besiegte, wie der junge Most da! Aber er mußte lachen, dem Überwinder Bescheid tun, und es galt schon fast als ungehörig, wenn er, den Schnurrbart abwischend, halbblau brummte: „'s war ein Zufall... ich bekam den Krampf in die Waden... das nächstemal, hoppla!“

Während die Mädchen sich nicht leicht herzugetrauten und je und je die Augen verhielten oder aufschrien, wenn ein Muskel knackte oder ein Kämpfer wie ein Stier nach Luft schnob, schauten wir Buben mit verzehrender Teilnahme diesen uralten, rauhen Kraftspielen zu, und jeder hatte seinen Liebling, dem er den Kranz wünschte. Wir erschrakten nicht, wenn es in den Knochen krachte oder ein Arm über die Achsel fast ausgedreht schien. Ja, da war der Hirschenwirtssohn Johann Rehner, ein glatter, bleicher Schlingel, der mit grausamem Lippenzucken den verzweifelten Blick des Nazi Umfeld auffing und spöttisch erwiderte. Dieser starke Kerl war Knecht im Hirschen gewesen. Es soll viel Unebenes, auch ein Pistolensolo gegeben haben. Schließlich warf der jähzornige Wirt den Nazi ohne einen Rappen Lohn zum Haus hinaus. Fast kam's vor Gericht. Man munkelte allerlei Dunkles, wovon ich nur verstand, daß der Knecht sich wohl in Zigarren und heimlichen Genüssen am Faß bezahlt und den Johann zum Mitschuldigen verführt habe. Nichts davon klärte sich, nichts ward bewiesen, vielleicht war alles Fabel. Nazi diente dann im Berner Oberland, aber kam gerne zu den Schwing-



Blütenpracht am Lago Maggiore.

Phot. C. Steinemann, Locarno.

festen über den Brünig. Denn er galt als lang-samer, aber zäher und bärenstarker Hosenküpfler.

Doch diesmal lag über ihm und umringelte ihn schlangenhaft der viel jüngere, behende, wie Stahl so biegsame Karl von Flüe. Schon hatte er den Nazi über die linke Achsel gewälzt und das Knie auf den rechten Arm gestemmt. Nazi sah mit verlorenem Blick der Erde entlang in die Reihen der Zuschauer und traf, ob er wollte oder nicht, immer die blasse höhnische Frage des Buben, den er gelehrt hatte, einen Stumpfen ohne Ausspucken rauchen und das Glas Wein in drei Zügen geräuschlos leeren.

Dieses schadenfrohe Grinsen, diese dünnen Lippen mit den langen nagenden Zähnen, diese erbarmungslosen braunen Knabenaugen nahmen dem Knecht allen Mut. Er wehrte sich nur noch anstandshalber ein wenig, sagte er uns später, um nicht gerade wie ein Mehlsack umgestülpt zu werden. So denn doch nicht!

Ich stand ganz vorne neben dem Schulkameraden und hätte das heimliche gehässige Duett nicht bemerkt, wenn Johann Rehner nicht beständig vor Aufregung die langen Beine geschlenkerte und mich in seiner Eier am Arme gerissen hätte. Jetzt regte es auch mich heillos auf. Verzaubert wie der Vogel von der Schlange konnte ich das Auge fast nicht mehr vom hübschen Schlingel lassen.

Ein dorfbekannter Taugenichts war der Rehner, doch in solcher Art, daß er aus einem Hosensack Schnüre, Zangen und Zwingen zum Quälen, aus dem andern eine gewaltige Pfundbirne zum Verschleppen nahm. Er schien der Leichtsinns und die Laune in Person. Jetzt sah ich nur den Bub mit den Schnüren und Zwingen, teuflisch schön mit seinem blassen Lächeln, dem schwarzen Haar, den langen Augenschlitzen und den langen, wachsweißen Ohren, die er für sich allein bewegen konnte. Eine unheimliche Geschichte schwante mir, spinne sich da zwischen Knab und Knecht.

Endlich lag Nazi in voller Breite auf dem Rücken. Triumphierend kniete der von Flüe über ihm. In diesem Augenblick stand mir Johann auf den Fuß. Er mußte in seiner Wollust etwas zertreten. Ich tat einen leisen Schrei und riß ihn am Bein. Da merkte er erst, was er getan, und ehe ich vorsah, versetzte er mir noch einen Tritt und spottete mir mundnahe ins Gesicht: „Da, noch eins!“ Dann schnellte er auf und weg.

Aber ich blind vor Wut schrie ihm nach: „Du bist ja besoffen, besoffen bis über die Gselohren!“ Denn ein heftiger Atem von Wein war mir aus

seinem Munde in die Nase gefahren. „Wer ist besoffen?“ fragte man lustig. „Ach, der da,“ sagte ich. „Der sauft doch wie ein Kalb.“ Und ich zeigte auf Johann und verlor auf einmal allen Schmerz im Fuß.

Doch Johann tat, als höre er nichts und schritt schlank hin und her und am Nazi vorbei, der ihn jetzt nicht mehr interessierte. Als aber ein Frak dem Knecht ein Weilchen zugesehen hatte, wie er sich überall betastete und sorglich rekelte und in die alte Maschine zu fügen suchte, und als nun dieser Fant ihm eine lange Nase drehte und rief: „Pfittergax, verspielt, haushoch verspielt!“ da blickte und knallte es ihm im Hui übers Gesicht. Eine klassische Ohrfeige lag krebsrot über Nase und Backe herunter. Und Johann strich seine spitze, glatte Hand an den Hüften ab und sagte gelassen: „Geht dich das etwas an, du Maulaff? Hat er etwa nicht großartig geschwungen? Pack dich!“ —

Der Knecht machte ein verdutztes, blödes Gesicht. Aber dann brachte er heiser heraus: „Halt du auch das Maul, du... du...“ Und er würgte herum und fand doch keinen passenden Schimpf. Ja, wer hätte unserem Johann einen passenden Namen gewußt!

„O du scharmanter Nazi,“ hänselte der Knabe und tänzelte mit wiegenden Hüften davon.

„Warte nur... 's ist noch nicht Abend!“ brummte Nazi unheimlich. Wie eine drohende Wolke blickte er dem Burschen nach.

Mir aber gab der Klatfch auf jene kleine Backe zu denken. Jene Ohrfeige hatte wohl mir gegolten. Die war gesalzen. Aber so mitten in den Mannsleuten wagte der Rakenschlaue sie nicht auszusahlen. Da mußte jener Knirps herhalten. Doch hält er wohl eine zweite in Vorrat. Ich will gut aufpassen.

Aber da schau, plötzlich kam Johann schlank und elastisch zurück, gerade auf mich zu. Ich hielt die Arme zur Abwehr vor. Aber er lachte nur leise und zitterte mit den Ohren und fragte: „Hast du den Aufsatz gemacht, der Reiter über den Bodensee? So dummes Zeug.“

Ich wollte ihm nicht antworten. Aber er besaß ein so sicheres Drauflosgehen mit den glänzenden Augen und dem süßen Ton in der Stimme, daß ich sogleich ehrlich gestand: „Nein.“

„So machen wir ihn zusammen,“ bestimmte Johann.

Ich wandte mich ärgerlich um zu andern Knaben. — „Heute abend nach der Betglocke! Wir machen ihn zusammen,“ wiederholte der Böse-

wicht noch bestimmter und gab mir einen leichten Knuff in den Rücken. Und mit seinem seltsamen Lachen, ähnlich dem leisen Geplätscher eines Brunnens, enteilte der Heillose.

*

Ach, dieser Aufsatz! Vor zwei Monaten hatten wir das düstere Gedicht von jenem Reiter gelesen, der ahnungslos im Winter über den schlecht und recht zugefrorenen, hochverschneiten Bodensee ritt und vom Schlage gerührt aus dem Sattel sank, als ihm das erste Fischerweib am andern Ufer bedeutete, woher er komme.

Zuerst hatte auch uns beim Lesen gegraut. Aber dann überwog der kritische Bubengeist. Wie kann man sterben, wenn man in Sicherheit ist? Vorher, ja, auf so ungewissem Boden, mit seinen Löchern nach furchtbaren Tiefen hinunter. Aber jetzt, nachdem es geglückt ist, macht man das Kreuz, sagt Gott sei Dank, schüttelt die weißen Flocken und die schwarzen Gedanken vor sich und sucht im ersten besten Wirtshaus eine dicke Suppe und eine noch viel dickere Wurst.

„Denkt euch doch in den Reiter,“ belehrte der Schulmeister. „Ganz gut kann man am Schrecken hinterher sterben, wenn einem die ganze gewesene Gefahr erst jetzt auf einmal klar wird. Es ist dann, als wäre sie erst jetzt da, als steckte man noch drin und erlebte alles Entsetzliche jenes stundenlangen Abenteuers gesammelt in einer einzigen Sekunde.“

„Aber man ist eben nicht mehr drin,“ betonten wir Schüler.

„Man ist auf eine gewisse Art noch drin,“ widerstand Lehrer Beat. Aber er vermochte uns diese gewisse Art nicht begreiflich zu machen. Je länger er verdeutlichte, desto undeutlicher wurde es.

„Und dazu“, rief Simon Burch, „muß das doch jeder Lappi merken, wenn es auf einmal weitem topfeben wird wie auf einem Tanzboden. Gar, wenn der Tanzboden so groß ist wie der Bodensee, viele, viele Stunden lang und breit.“

So Simon. Er konnte es wissen. Saß er doch im Zollhaus oben am See, hart am Wasser, und hatte unser Seebecken oft genug zugefroren gesehen, flach wie ein Teller. Nein, so etwas konnte niemand mit Land verwechseln. So ein glatt gehobeltes Land gab es überhaupt in der ganzen buckligen Schweiz und rings um sie herum nirgends.

„Schweig doch, Simon,“ schalt der Lehrer. „War etwa einer von euch am Bodensee? Rei-

ner! Wer streckt da den Finger? Du, Johann Rehrer? Los!“

„Ich, ich, Herr Lehrer, mit dem Vater, nach Friedrichshafen, zum Better Götti. Sapperlot, das war ein See!“

„Und was hast du etwa gesehen?“ spottete der Lehrer. „Berge wie Mönch und Jungfrau im Schwäbischen, he?“

„Ich weiß nicht mehr exakt,“ versetzte der Schalk, „wie es war. Ich hatte genug auf dem Dampfschiff herumzugucken. Ja,“ fuhr er lose fort, „da gab es einen Mönch, so einen fuchsbraunen Kapuziner, und einen Haufen alte Weiber. Aber die interessierten mich nicht. Hingegen die heibes schönen Schwabenmeitschi, Herrgott...“

Ein rauhes Bubengelächter kollerte über die Bänke. Selbst der Lehrer lachte. Blißschnell hatte er nach dem langen, wohlgeformten, leider ungepuckten Ohr Johannes gegriffen. Aber noch flinker war der Spikbube seitlings ausgewichen. Man vergesse nicht, es war der letzte Schultag vor den Sommerferien, Feierabendstimmung, sonst hätte der Lehrer weder solche Späße noch dieses familiäre Hin und Her zwischen Lehrer und Schüler zugelassen.

„Nun hört“, erklärte der Magister ernstlich, „ich fuhr über den See, wo er die flachsten Ufer hat. Und da könnte niemand bei hohem Schnee herausfinden, wo das Land aufhört und die Eisdecke anfängt. Ihr müßt euch vorstellen, daß es damals meterhoch schneite und die Bise dann Buckel und Mulden geformt hatte wie ein Hügel-land.“

„Aber dann wäre noch das Schilf am Ufer,“ entgegnete Simon, „das verriete den See...“ Wir alle nickten.

„Schilf an sehr befahrenen Seen mit Dampfern und Segeln, mit vielen Dörfern, Landungsstegen, Eisenbahnen, Schilf da... nein, das gibt es nicht. Das hindert, das wird ausgerissen oder geht von selbst zugrund.“

Rüth behauptete Lehrer Beat das, als wäre es buchstäblich eine Binsenwahrheit. Aber wir kannten seine Stimme, sie war zu ehrlich. Wenn er ins Ungewisse hinaus sprach, so redete er unnatürlich laut, stotterte, wiederholte sich. Oh, sicher gab es am Bodensee Schilf. Wir glaubten jetzt nicht einmal mehr, daß der Lehrer jenes große Wasser gesehen hatte.

Er merkte den Unrat und wollte sich nicht weiter gefährden. Wir sollten das Gedicht öfter lesen und überdenken und dann auf den ersten Schul-

tag im Herbst darüber einen Aufsatz abgeben. Nein, nicht über den Reiter, den wir doch nicht begriffen, sondern über irgendein Ereignis aus unserem oder sonst einem bekannten Leben, wo der Schrecken hintennach folgte wie ein kalter Schatten und uns nun erst das Gruseln überlief. Etwas Ähnliches wie der Reiter über den Bodensee. —

„Und als Titel mögt ihr setzen: Mein Ritt über den Bodensee,“ rief uns der Lehrer unter der Türe nach. „Vier Tagen, wer keinen Aufsatz bringt. Ihr habt jetzt zwei Monate Zeit. Das ‚Mein‘ im Titel doppelt unterstreichen, aber nicht von Hand, mit dem Lineal. Doppelt unterstreichen!“

Und nun überschwoll uns die Herrlichkeit der

Ferien, und jener Reiter ging nicht im Eis des Bodensees, aber im tiefsten Schnee der Bergeshöhe unter.

Erst gestern beim Aufstöbern der Schulgeräte erinnerten wir uns der Aufgabe und wurden entsetzlich verdrießlich darob. Die einen sagten, sie wollten vor dem Zubettgehen daran schwitzen, andere versparten das Zeug auf die Morgenstunde, aber etliche ließen sich den Aufsatz bereits heimlich ausfertigen. Das war auch das Gescheiteste. Denn wer bringt nach zehn Wochen Wildzeit bei Fels, Wasser und Geißböcken noch eine zahme Zeile fertig? Und es gibt so hilfreiche Mütter und so geschickte ältere Schwestern.

*

(Fortsetzung folgt.)

Frühling in Lugano.

Die herrliche Gartenlandschaft um Lugano weist unter dem Einfluß des milden, südlichen Klimas, der Seenlage und der stetigen Sonnenbestrahlung, sowie des von den Alpen herabfallenden Nordföhns Merkmale auf, deren paradiesische Schönheit sich vor allem im Frühling offenbart, wo die tropisch üppige Vegetation der Gegend ihre schönsten Vorzüge im größten Farbenreichtum und in der herrlich duftenden Vielgestalt zum Ausdruck bringt. Früh im Jahr, wenn nordwärts des Gotthards noch kalte Regenschauer und Spätwinterstürme das Mittelland peitschen, stürzen schon Wasserfälle von Blumen über die Terrassengärten der südteffinischen Landschaft hinab, dieser Landschaft, wo die Palmen, Kamelien, Eukalypten, Akazien (Mimosen), Kampferbäume, Glyzinen, Magnolien im milden Klima im Freien überwintern haben und jetzt ihre schöne Blütenpracht entfalten. Dem sehenden Auge wird die göttliche Schönheit dieses Fleckens Erde auf den ersten Blick offenbar. Diese Landschaft am Luganersee weist größere Vorzüge auf und ist besser als die Côte d'Azur und Riviera, denn sie entbehrt des Mistrals und heißen Sciroccos. Ist es nicht unser eigenes Glück, daß wir uns auf unsere Schweizer Landschaft des milden Südteffins zurückbesonnen haben? Wenn wir vom Mendrisiotto aus auf den Monte Generoso hinaufsteigen und in der Tiefe das paradiesische Frühlingsland, so nah und hoch aber über sich das Schneegebirge der Alpen sehen, das die Ureinwohner der Schweiz in seiner erhabenen Höhe und eisigen Einsamkeit von herrschenden Göttern bevölkert glaubten wie die alten Griechen den Olymp, dann wird uns erst offen-

bar, welche eine Fülle des landschaftlichen Reichtums und der klimatischen Gegensätze der Kanton Tessin vereinigt. Darum zog es die Bewohner des Nordens, die alten Eidgenossen, die 1512 Lugano (Lauis) gewannen, und die modernen Gäste von jeher in Scharen in den Tessin, weil sie die paradiesische Schönheit dieser göttlichen Landschaft liebten und verehrten.

Die Stadt Lugano, die schon im 6. Jahrhundert erwähnt wird, zeigt uns wie die anderen tessinischen Städte neben dem alten Stadtteil mit engen Gassen und schattigen Loggiengängen die moderne Fremdenstadt am See mit breiten, von hellen Häusern flankierten Alleen, schattigen Promenaden und Parks und stattlichen, blumengeschmückten Quais. Lugano ist aber großstädtischer und belebter als die übrigen Tessiner Städte, reger als diese und mit einem stärker entwickelten gesellschaftlichen Leben ausgestattet. Der italienische Charakter der Bauart und Kunstdenkmäler, denken wir etwa an die alten Kirchen und öffentlichen Gebäude, die Fresken von Bernardino Luini in der Kirche S. Maria degli Angioli in Lugano, oder das Abendmahlsgemälde eines unbekannten Schülers Leonardo da Vincis in der Kirche von Ponte Capriasca und viele andere Kunstwerke des Tessins, stehen in harmonischem Gleichklang mit dem tiefen eidgenössischen Patriotismus, der die Bewohner des Tessins beseelt.

Ob man nun auf einem sonnigen Platz in der Stadt oder am Strand unten sitzt und die Schönheit des Frühlings genießt, oder zu Fuß, mit der Bahn und dem Postauto Ausflüge in die Umgebung macht, sei es nach dem stillen Ortschaften